



ben gute Beziehungen zu den maßgeblichen Ärzten. Dennoch beeinflusst diese Erkrankung Vesper ebenso nachhaltig wie die Ereignisse im Uranerzbergbau der SDAG Wismut, deren Machenschaften der Vater bei Praxisvertretungen in und um Schwarzenberg kennenlernt und die nun der Sohn fabulös und detailreich schildert. Man glaubt Kriminalstories zu lesen.

Die manchmal unübersichtliche Materialfülle auf über 1000 Seiten bietet Stoff für mehrere Romane, ist doch Vesper von Jugend an ein besessener Leser und Belesener, und davon gibt er nun ein großes Stück an seine Leser ab. An einer Stelle des Buches findet sich die Aussage einer Person, hinter der sich der Autor verbirgt: „Was kann ich dafür, wenn mir ... immer neue Seitentriebe und Schleifen einfallen, wenn die mich förmlich überumpeln, auf neue Fahrten locken, bis ich in Gefahr bin, den Faden zu verlieren ...“. Das charakterisiert den ganzen Roman. Die Schauplätze wechseln oft. Es seien noch die Bockauer Arznelaboratorien und Wurzelapotheken, der Präpariersaal der Leipziger Anatomie, von dem der junge Vesper Kenntnis hat, oder Dresden und seine Sanatorien auf dem Weißen Hirsch und Oberloschwitz sowie die neuere Sauerstofftherapie nach Manfred von Ardenne (1907–1997) erwähnt, die dem Frohburger vertraut sind. Auch das Regierungskrankenhaus in Berlin mit seiner linientreuen Chefärztin Professor Helga Wittbrodt (1910–1999) kommt im Zusammenhang mit der Behandlung des stellvertretenden Ministerpräsidenten der DDR Otto Nuschke (1883–1957) vor, der ein gebürtiger Frohburger war. Zu erwähnen ist, dass auch der Theologe, Hochschullehrer und SPD-Politiker Richard Schröder (geb. 1943) aus Frohburg stammt.

Nach der Flucht in die BRD 1957 verdingte sich der Vater u. a. als Musterungsarzt, um den Unterhalt zu bestreiten. Bei alle dem verwundert es nicht, dass Guntram Vesper zunächst das wird, was man einen „abgebrochenen Mediziner“ nennt. Nach dem Abitur 1963 in Friedberg/Hessen studiert er in Göttingen kurz Medizin, wechselt aber bald zur Geschichte und Sozialgeschichte. Da er schon zur Schülerzeit in Frohburg und Geithain geschrieben und über die Jahre selbstbewusst Kontakte zu namhaften Schriftstellern wie Arnold Zweig, Peter Huchel, Arno Schmidt, Hans Magnus Enzensberger, Johannes Bobrowski, Peter Rühmkorf und anderen aufgenommen hatte, wählt Vesper den Beruf des freien Schriftstellers. Er hat Erfolg mit Lyrik, Erzählungen und Hörspielen und wird mehrfach ausgezeichnet. Unter dem Titel „Frohburg“ erscheint übrigens 1985 zuerst ein Gedichtband. Seine Befindlichkeiten drückt Vesper u. a. aus in „Die Krankheit zu schreiben“ (1998) und in „Schreiben heißt,

sein Herz waschen“ (herausgegeben 2006 von Fritz J. Raddatz).

„Frohburg“ belohnt den Leser, wenn er denn die letzte Seite geschafft hat, mit einem opulenten deutsch-deutschen Geschichtspanorama und vielen Einblicken in den sächsischen Alltag. Geben wir zum Abschluss einer Nebenfigur des Romans das Wort: „Wer will es mir verdenken, wenn ich mir die ganze Geschichte nach meinem Gusto zu-rechtbiege, die wird nicht weniger wahr als jede andere, ganz wahr ist keine“.

Volker Klimpel

Romy Petrick: Johann Gottlieb Naumann. Der Dresdner Amadeus, Donatus-Verlag Niederjahna 2017, 212 Seiten, 19,95 €

Johann Gottlieb Naumann, der große europäische Komponist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Schöpfer einer Vielzahl von Opern, Liedern, kirchenmusikalischen und instrumentalen Werken, ist heute weitgehend vergessen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Dabei verdiente er besonders in Dresden und darüber hinaus in Venedig, Kopenhagen, Stockholm – um nur die entferntesten Orte seines Wirkens zu nennen – die Aufmerksamkeit von Musikpraxis und Wissenschaft. Letzteres Desiderat ein Stück weit einzulösen (die letzte umfassende Biographie publizierte der Musikforscher Richard Engländer im Jahre 1922), hat sich die Sängerin und Musikwissenschaftlerin Romy Petrick mit ihrem kürzlich erschienenen Buch angeschickt.

Entstanden ist ein vor allem auf der Basis von August Gottlieb Meißners Naumann-Studie (aus dem Jahre 1803) erwachsener biographischer Abriss, der ein facettenreiches Bild des Komponisten vermittelt, flüssig und kurzweilig geschrieben und mit reichlichem Bildmaterial versehen. Kenner und Musikliebhaber, die sich für den „Dresdner Amadeus“ – so der Untertitel – interessieren, werden mit einer imposanten Fülle von historischen Daten und Ereignissen sowie zeitgenössischen Urteilen konfrontiert. Vielleicht gewinnen möglichst viele Leser nach erfolgter Lektüre die wichtige Erkenntnis: Diesen Komponisten muss ich kennenlernen! Wie klingt seine Musik überhaupt? Erschließt sich uns ein neues musikalisches Idiom dieser Zeit neben und nach Haydn und Mozart?

Solche Fragen liegen nahe angesichts von der Autorin zitierter Textpassagen, wie: „Die Musik könne zwar zu unsrer Ermunterung, unserer Ergötzung viel, unendlich viel beitragen, doch sie als bloßes Spielwerk zu behandeln, sei gegen ihren Endzweck, gegen ihre unverletzliche Wür-

de“ (nach Meißner); oder Naumann anlässlich der Aufführung seines Intermezzos „Il tesoro insidiato“ im Dezember 1762, also noch vor seinem Dresdner Amtsantritt, an seine Eltern: „Endlich fängt die Sinfonia an, und war alles Mäuschenstille. Kaum war das Allegro der Sinfonia geendigt, so fing alles an in die Hände zu klatschen [...] Sodann ward das Andante gemacht, da war alles wieder stille, es war kaum aus, so fing alles wieder an zu klatschen, und schrieb laut: E viva il Maestro, e viva il Maestro.“ Man mag es bedauern, dass die Musik Naumanns selbst, ihre Stilistik, ihre kompositionsgeschichtlichen Innovationen kaum näher beschrieben und analysiert werden. Hier hätte die Sängerin, der wir eine Anthologie Dresdner Lieder aus drei Jahrhunderten auf CD verdanken, und die vor allem ja auch opernerfahren ist, durchaus die Musikhistorikerin Petrick steuern können. Etwa dergestalt: Was interessierte den Liedkomponisten Naumann an Klopstock, dessen Dichtung zu vertonen ja höchste Anforderungen an den Musiker stellte? Oder: Gibt es spezifische Tonfälle in Naumanns Opern, die nur ihm eigen sind und die zu einem Gutteil seine europaweite Anerkennung zu Lebzeiten gefördert haben? Zugegebenermaßen hat die Musikwissenschaft unserer Tage den Forschungsimpuls der nahezu ein Jahrhundert zurückliegenden Bemühungen Richard Engländers um Erforschung von Leben und Werk Naumanns nur halbherzig aufgenommen. Sie steht – trotz diverser, insbesondere gattungsbezogener Einzelstudien in den letzten Dezennien – vor der zentralen Aufgabe, Naumanns kompositorisches Oeuvre auf einer breiten dokumentarisch-empirischen Basis neu zu bewerten und in seiner internationalen musik-kulturellen Vernetzung darzustellen, eine Aufgabe, die nur von einem größeren Forschungsverbund zu leisten ist. Noch fehlt es, wie auch die Autorin mehrfach erwähnt, an einem Gesamtverzeichnis der Werke Naumanns, an einer historisch-kritischen Ausgabe seiner Briefe und relevanter rezeptionsgeschichtlicher Zeugnisse. Eine Edition seiner Musik beginnt sich zu etablieren. Vor allem aber die mehrere hundert Einzelwerke umfassende kompositorische Überlieferung ist erst in ihren Spitzenwerken der Musikpraxis erschlossen. So gesehen kommt das Plädoyer von Romy Petrick für einen „Ausnahmekünstler“ (S. 14) zur richtigen Zeit, dem gerecht zu werden am besten mit der Aufführung seiner Werke gelingt. Maßgebliche Dresdner Künstler haben in dieser Hinsicht ja in den zurückliegenden Jahren bereits nachahmenswerte Aktivitäten gezeigt.

Hans-Günter Ottenberg

Holger Nickel: Die Inkunabeln der Ratsschulbibliothek Zwickau. Geschichte und Bestand der Sammlung mit einem Anhang zu den Einblattdrucken des Stadtarchivs Zwickau. Reichert Verlag Wiesbaden 2017, 240 Seiten, 19 Abbildungen, 16 Tafeln, 49,00 €

Die Stadt Zwickau feiert in diesem Jahr den tausendsten Jahrestag ihrer ersten urkundlichen Erwähnung. Anlässlich eines solchen Jubiläums erscheinen oft Bücher, die sich mit verschiedenen Aspekten der Geschichte des Ortes beschäftigen. Ob die Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit über die Inkunabeln der Zwickauer Ratsschulbibliothek mit der Tausend-Jahrfeier im Zusammenhang steht, bleibt offen. Indem sie an die ebenfalls von Holger Nickel 1976 an der Humboldt-Universität verfasste Dissertation „Die Inkunabeln der Ratsschulbibliothek Zwickau. Entstehung, Geschichte und Bestand der Sammlung“ anknüpft, unterstützt sie die Bemühungen, die Geschichte der Stadt Zwickau und ihrer Institutionen wissenschaftlich aufzuarbeiten.

Am Ende des Mittelalters war Zwickau nach Leipzig die bedeutendste sächsische Stadt. Dies galt nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in kirchlicher und geistig-kultureller Hinsicht. Es verwundert daher auch nicht, dass in Zwickau eine der ältesten Bibliotheken Sachsens zu finden ist – die erstmals 1498 erwähnte Ratsschulbibliothek. Sie bewahrt heute ca. 250.000 Handschriften und Drucke, darunter auch einen gut 1.150 Einheiten umfassenden Inkunabelbestand auf. Der in der vorliegenden Arbeit enthaltene Katalog erschließt diesen Teil der Ratsschulbibliothek und macht ihn so für weitergehende Forschungen nutzbar.

Dem Katalog sind zum Geleit einige Worte vorangestellt. In launiger Form erläutert der Autor die komplizierte Geburt des Werkes. Amüsant berichtet er, welche ideologischen Bekenntnisse er bei der Einleitung und späteren Verteidigung seiner Doktorarbeit – der Grundlage der vorliegenden Arbeit – einflechten musste, Bekenntnisse, die aus der heutigen Einleitung verständlicherweise getilgt wurden. Die Vorbemerkungen enden mit der bemerkenswerten Ermunterung zu Korrekturen, „die dann erfreulich unser aller Wissen erweitern.“ Einen derart souveränen Umgang mit den Ergebnissen eigener langjähriger Arbeit wünscht man sich von allen Wissenschaftlern, reagiert manch einer doch gelegentlich recht dünnhäutig auf konstruktive Kritik.

In der folgenden Einführung in die Geschichte der Bibliothek und der Inkunabelsammlung erfährt der Leser, dass die heute vorhandenen Inkunabeln im Wesentlichen aus drei Quellen stammen: aus verschiedenen geistlichen Institutionen, ins-

